

IM BLITZLICHT



„Ich möchte eigentlich gerne ein nettes Leben haben.“

George Clooney, 60, Hollywoodstar, strebt keine Karriere als Politiker mehr an

VERWECHSLUNGEN

Nein, er ist nicht Tim Bendzko!

Matthias Schweighöfer, 40, Schauspieler und Filmemacher, nimmt die öfter schon strapazierte Ähnlichkeit mit dem vier Jahre jüngeren Musiker Tim Bendzko gelassen hin. „An der Tankstelle kam mal eine Frau zu mir, aufgeregt und begeistert: Sagen Sie mal, sind Sie nicht... Und dann sang sie los: „Muss nur mal kurz die Welt retten...“, sagte der Kino- und Streamingdienst-Star in einem Interview. „Ich werde manchmal mit Tim Bendzko verwechselt. Aber ich weiß, dass er auch mit mir verwechselt wird. Deshalb haben wir offiziell ausgemacht: Wir dürfen im Namen des anderen auftreten.“ (dpa)



LIEBE

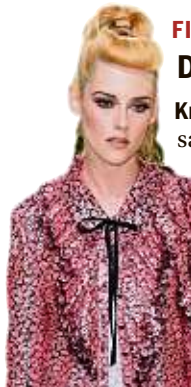
Im Einsatz für mehr Toleranz

Sarah Connor, 41, deutsche Popsängerin, hält das Thematisieren von nicht-heterosexueller Liebe in Filmen, Serien und der Musik für wichtig. „Ich habe viele schwule Freunde, die lange gebraucht haben, bis sie sich ihren Familien gegenüber geoutet haben und zu ihrer Sexualität gestanden haben“, sagte Connor in einem Interview. Sie selbst habe viele positive Nachrichten auf ihren Song „Vincent“ (2019) bekommen, in dem es um ein schwules Liebespaar geht. Eine Frau habe ihr geschrieben, sie habe den Song im Autoradio mit ihrer Mutter mitgesungen und ihr danach erstmals erzählt, eine Frau zu lieben. (dpa)

REISEN

Ohne das Fliegen geht es nicht

Marteria, 38, Deutsch-Rapper und Weltenbummler, versteht Flugreisen als notwendiges Mittel zum Zweck. „Ich muss den Menschen die Welt zeigen“, sagte der Musiker in einem Interview. „Anders geht's nicht.“ Es gehe ihm darum, fremde Kulturen kennenzulernen und andere daran teilhaben zu lassen. „Wenn das alles nicht wäre, dann würde die Engstirnigkeit auch größer“, so Marteria. Er achte aber darauf, Kurzstrecken nicht zu fliegen. Für das Video zum Song „Welt der Wunder“ sei er zusammen mit dem Freund und Fotografen Paul Ripke etwa in Brasilien, Alaska, Nepal und Tokio gewesen. (dpa)



FILM

Die Rolle als Diana gab ihr Kraft

Kristen Stewart, 31, Schauspielerin, hat nach ihrem Einsatz als Prinzessin Diana in einem neuen Film eine große Faszination für die Prinzessin von Wales ausgedrückt. „Sie zu spielen, hat mich größer gemacht“, sagte Stewart in einem Interview. Obwohl sie sehr traurige Szenen gespielt habe, die in der Realität sehr schwierig gewesen sein müssen, habe sie sich „unglaublich“ gefühlt. Sie würdigte Diana als besondere Persönlichkeit, deren Art und Weise der Kommunikation viele fasziniert habe. (dpa)

SACHEN GIBT'S

Polizei beschlagnahmt Spielzeug-Sturmgewehr

Beamte der Bundespolizei haben einem zwölfjährigen Jungen auf dem Hauptbahnhof in Gelsenkirchen dessen Spielzeuggewehr weggenommen. Außerdem leiteten sie ein Verfahren wegen einer Ordnungswidrigkeit ein. Der Junge aus Castrop-Rauxel hatte auf einem Bahnsteig mit seinem Plastik-Sturmgewehr gespielt und auf einen vorbeifahrenden Güterzug gezielt, wie die Bundespolizei mitteilte. Dies sahen Polizisten vom gegenüberliegenden Bahnsteig – und weil die Waffe aus der Entfernung wie ein echtes Gewehr aussah, schritten sie ein. (dpa)

Betrunkener Patient flüchtet in Rettungswagen

Ein betrunken Patient ist in Österreich mit einem Rettungswagen vor der Polizei geflohen. Der 23-Jährige kam allerdings nicht weit. Eine Streife brachte ihn zurück in die Klinik. Dort zeigte ein Test, dass er 1,8 Promille Alkohol im Blut hatte. Der Rettungswagen hatte den Mann ursprünglich zu einer Klinik in Flachau 80 Kilometer südlich von Salzburg gebracht, weil er sich in einem Lokal verletzt hatte. Da der Patient aggressiv war, wurde die Polizei gerufen. Vor ihrem Eintreffen hatte der Mann sich schon hinter das Steuer des Rettungswagens gesetzt und war davongefahren. (dpa)



Lara Mandoki hält viel vom europäischen Film. Ein Angebot von Quentin Tarantino würde sie aber dennoch nicht ausschlagen.

BILD: DPA

Hollywood ist nicht ihr Ziel

- Lara Mandoki ist eine Vollblut-Schauspielerin
- Nun ist sie wieder im „Erzgebirgskrimi“ zu sehen

Zur Person

Lara Mandoki (32) steht seit fast zehn Jahren vor der Fernsehkamera. Unter anderem war sie in der Serie „Sturm der Liebe“ und in Filmen wie „Die Holzbaronin“ und „Leberkäsjunkie“ zu sehen. Seit 2019 spielt sie eine der Hauptrollen im „Erzgebirgskrimi“ des ZDF, Kommissarin Karina Szabo – die Folge „Der letzte Bissen“ läuft am Samstag um 20.15 Uhr. Mandoki ist die Tochter einer Ärztin und des Musikers Leslie Mandoki (68). (sk)

Frau Mandoki, Sie spielen seit 2019 im „Erzgebirgskrimi“ die Kommissarin Karina Szabo. Haben Sie im wahren Leben auch mal jemandem nachspioniert? Als Kind habe ich öfter Detektiv gespielt. Ansonsten kam das noch nicht vor. Ein Alibi habe ich bislang auch nie benötigt. (lacht)

Haben Sie Gemeinsamkeiten mit Karina Szabo?

Ich habe ungarische Wurzeln, Karina ist Ungarin. Dass ich in dem Film einige Sätze in meiner Muttersprache sprechen konnte, war ein schönes Gefühl für mich. Karina ist temperamentvoll, tough und cool. Und sie verkörpert natürlich eine andere Generation als ihr Kollege Robert Winkler, sodass es immer wieder mal zu einem verbalen Schlagabtausch kommt.

Wie würden Sie sich selbst sonst noch mit wenigen Worten beschreiben?

Ich bin eine Vollblut-Europäerin: Aufgewachsen in Bayern am Starnberger See, heute lebe ich in Berlin und München, bin aber auch viel in Wien und Budapest. Und natürlich bin ich eine Vollblut-Schauspielerin. Ich liebe meinen Beruf.

Als Kommissarin lebt man immer ein Stück weit gefährlich. Haben Sie im wahren Leben schon mal eine brenzlige Situation erlebt?

Oh, ja, während meines Schauspielstudiums in Los Angeles bin ich zufällig auf einer Straße in Venice Beach in eine Schießerei hineingeraten. Jemand fuhr mit dem Auto vorbei und ballerte herum. Ich weiß nur noch, dass ich so schnell weggerannt bin, wie ich konnte. Es gab zum Glück weder Verletzte noch Tote. Aber so krass es sich anhört: In Amerika sind derartige Vorfälle nichts Ungewöhnliches. Dass dort viele Menschen Waffen besitzen, gab mir ein sehr unbehagliches Gefühl.

Haben Sie irgendeine Macke?



Kai Scheve (links) und Karina Szabo als Ermittler-Duo im „Erzgebirgskrimi“ mit Kai Schumann als Bienenzüchter. BILD: ZDF

Ich bin sehr ungeduldig. Außerdem habe ich eine ausgeprägte Vogelphobie. Wenn ich beispielsweise eine Taube sehe, wechsele ich lieber die Straßenseite, um ihr aus dem Weg zu gehen. Ich habe keine Ahnung, woher diese Furcht kommt. Aber dafür habe ich kein Problem mit Spinnen, Schlangen und Mäusen.

Wäre der Beruf der Kommissarin für Sie im wahren Leben eine Alternative zur Schauspielerei gewesen?

Es ist sicher ein sehr interessanter Job. Ein Cousin von mir ist Kommissar in München. Zudem habe ich für eine andere Rolle mal in Berlin eine Streife ein Wochenende lang begleitet. Das war sehr aufregend. Aber ich habe meinen Traumjob. Für mich gab es nie eine Alternative. Schon im Kindergarten war für mich klar, dass ich auf jeden Fall Schauspielerin werde. Dort habe ich in einer Schauspielgruppe abwechselnd mal das Burgfräulein, mal die Hexe oder die Prinzessin gespielt.

Aber es hätte doch auch anders laufen können: Ihre Mutter ist Ärztin, Ihre Großeltern und Tanten mütterlicherseits haben sich ebenfalls für medizinische Berufe entschieden ...

Aber als Arzt sollte man offene Wunden mögen. Ich kann allerdings kein Blut sehen. (lacht) Das ist noch eine weitere Phobie von mir. Im Film ist es aber kein Problem, denn da arbeiten wir ja mit Theaterblut.

Ihr Vater Leslie Mandoki ist ein bekannter Musiker, er arbeitet unter anderem für und mit Dschingis Khan, Engelbert, Phil Collins und den No Angels. Gab es schon mal ein Interview, in dem Sie nicht auf ihn angesprochen wurden?

Nein, natürlich nicht. Ich habe ein ausgezeichnetes Verhältnis zu ihm, aber Fragen nach ihm ermüden mich. Und auch wenn ich mal zehn Jahre Klavierunterricht hatte, habe ich nie überlegt, Musikerin zu werden. Ganz im Gegenteil, ich habe als Schauspielerin schon viel erreicht und bin in meinem Beruf absolut glücklich.

Würde Sie Amerika als Schauspielerin reizen?

Wenn ich auf diese Frage mit Nein antworte, würde ich entweder lügen oder ich wäre dumm. Hollywood ist nicht mein Ziel, weil ich gerne hier lebe und den europäischen Film unglaublich stark finde. Aber wenn ein Steven Spielberg oder Quentin Tarantino anruft, würde ich sicher nicht auflegen. (lacht)

Ob Sie im wahren Leben in festen Händen sind, verraten Sie grundsätzlich nicht. Möchten Sie denn mal heiraten und Mutter werden?

Ja, beides kann ich mir sehr gut vorstellen. Ich bin ein romantischer Mensch und glaube auch an die große Liebe, die ein ganzes Leben lang hält.

Wie sollte Ihr Traumprinz sein?

Optisch habe ich von ihm keine Vorstellung. Ich glaube, wenn er vor mir steht, werde ich es spüren. Es muss einfach Klick machen. Auch wenn es abgedroschen klingt: Ganz wichtig ist, dass er Humor hat – und idealerweise sollte er keinen Vogel haben ... (lacht)

FRAGEN: KLAUS MÜLLER



Finneas Baird O'Connell hat seine Depressionen inzwischen im Griff. BILD: MATTY VOGEL

Er ist mehr als nur der große Bruder von Billie Eilish

Finneas ist nicht nur mitverantwortlich für die Musik seiner Schwester. Sein eigenes Album zeigt ihn als feinsinnigen Melancholiker

VON STEFFEN RÜTH

Wenn Finneas Baird O'Connell, der seine Musik unter dem Namen Finneas veröffentlicht, eine Sache wirklich hasst, dann ist das Druck. „Meine glücklichsten und kreativsten Momente sind stets die, wenn ich einfach ganz entspannt dasitze, mich niemand drängt und niemand etwas von mir will.“ Sein erstes ganzes Album nach der EP „Blood Harmony“ (2019), „Optimist“ betitelt, habe er in diesem angenehmen Zustand der Abwesenheit von Stress geschrieben und aufgenommen,

„während wir parallel am ‚Happier Than Ever‘-Album meiner Schwester arbeiteten“.

Finneas ist ein etwas schrulliger junger Mann. Aber auch wirklich ein wahnsinnig netter. 24 Jahre ist er alt, er hat eine Freundin und ist vor zwei Jahren bei den Eltern ausgezogen. Seine Schwester Billie Eilish ist fünf Jahre jünger als er. Zusammen haben die Geschwister sämtliche Eilish-Lieder geschrieben und produziert und damit unter anderem Weltruhm, Wohlstand, acht Grammys und einen Bond-Song („No Time To Die“) auf der Haben-Seite. Aber Finneas wirkt nicht wie ein Superstar-Produzent, sondern eher wie ein leicht verpeilter Doktorand in einem naturwissenschaftlichen Fach. Und er sagt: „Ich bin dankbar für jede einzelne Auszeichnung. Aber Chart-Posi-



Finneas mit seiner berühmten jüngeren Schwester Billie Eilish. BILD: AFP

tionen und Erfolge machen dich auch nicht glücklicher, wenn du vorher nicht glücklich warst.“ So sei es jedenfalls bei ihm. „Ganz ehrlich: Wenn du depressiv bist, bist du mit und ohne Grammy depressiv. Und umgekehrt.“

Seine Depressionen habe Finneas so gut es eben geht im Griff, in seinem Fall seien die Symptome mit den Jah-

ren und regelmäßiger Psychotherapie milder geworden. Aber der Titel „Optimist“ (Finneas insistiert, er sei tatsächlich einer) straft die Lieder auf diesem vorzüglichen Pop-Album natürlich schon auch Lügen. Denn der Musiker, der seine Platte von vorne bis hinten allein komponiert, produziert und jedes Instrument selbst gespielt hat, gibt sich auf fast jedem dieser Stücke als Grübler, als Tiefdenker, als Melancholiker zu erkennen. Immer wieder geht es auf „Optimist“ ums Alter und um den Tod, aber auch um die ungewisse Zukunft. „Geopolitische und soziale Fragen und Probleme sind wichtig. Kunst, Offenheit und Emotionalität sind es aber auch. Ich versuche, beides zu verbinden, und fühle mich privilegiert, eine Plattform zu haben, um über Themen zu sprechen, die drängend sind.“